Ein wundersames Kriegserlebnis

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **37 (1943)**

Heft 18

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-926122

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

auf. Alle schwammen auf mich zu und schoben die Schnauze gegen das Licht vor.

Bald waren es so viele, daß ich meine Arbeit nicht mehr sehen konnte. Aergerlich schwang ich die Lampe. Die einen schwammen eilends davon. Die andern wandten sich ganz gemächlich um.

Nun wollte ich weiterarbeiten. Von allen Seiten leuchtete ich das Pflaster ab. An manchen Stellen haftete es noch nicht fest genug. Dann stieg ich auf das Deck. Im Schein der Lampe sah ich wunderliche Stöcke und Klötzchen. Regungslos schwebten sie im Wasser. Ich streckte die Lampe vor. Die Klötze bewegten die Floßen und rollten die Augen. Wieder eine Schar schlafender Fische.

Ganz leise wich ich zurück. Mit meinen schweren Stiefeln trat ich so behutsam als möglich auf. Plötzlich stieß ich von hinten etwas an. Erschreckt fuhr ich zusammen. Ich drehte mich um. Es war ein Fisch. Auch er war erschrocken. Wie gehetzt schwamm er davon.

Da erst besann ich mich. Ich kam mir vor wie einer, der sich unvermutet in ein fremdes Schlafzimmer verirrt. Fast bekam ich Angst. Ich wollte die schuppige Gesellschaft nicht weiter in ihrem süßen Schlummer stören.

Rasch machte ich mich auf meinen Bleisohlen davon. Und zupfte dreimal an der Signalleine: Holt mich herauf!

6. Auf dem Hängebrett.

Groß und breit dehnt sich das schwarze Meer. Auf seinem Grund liegen viele versunkene Schiffe. Aber wie findet man sie?

Von der Barkasse werden Hängebretter ins Wasser hinuntergelassen. Aehnlich denen, die der Maler beim Anstreichen der Türme benützt. Das Hängebrett (der Taucherschlitten) gleitet dicht über den Grund hin. Ein Taucher sitzt drauf und paßt scharf auf. Auf der Barkasse sitzt ein anderer Taucher mit Kopfhörer und nimmt die Meldungen von unten entgegen. Hat der Taucher etwas auf dem Grund entdeckt, so teilt er es nach oben mit.

Heute sitzt Tschertan auf dem Brett und Bassow am Telephon. Beide sind starke Kerle. Lange schon segelt Tschertan auf seinem Brett über den Grund dahin. Er schaut sich die Augen aus dem Kopf. Nichts zu sehen. Da bemerkt er plötzlich weit rechts etwas Schwarzes schimmern. Er meldet es nach oben. Die Barkasse steuert nach rechts. Und Tschertan mit seinem Brett natürlich mit.

Zwischen Steinen gezwängt liegt ein Unterseeboot. Es ist lang und spitz wie ein Raubfisch. Tschertan steigt vom Hängebrett herunter. Und sieht sich das Unterseeboot näher an. Mit großen Buchstaben steht darauf „Orlean". Er meldet nach oben: „Unterseeboot Orlean". Bassow leitet die Meldung weiter.

Tschertan besieht sich das Unterseeboot von allen Seiten. Mit der Faust klopft er gegen seinen Stahlleib. Erstaunt schauen ihn die Fische an: Was ist denn das für ein Ungeheuer? Wie kommt es nur hierher? Niemals wurde die Stille dieser Tiefe gestört. Bis auf den Tag, da das Unterseeboot abstürzte. Aber das war lange her. Die Fische hatten sich schon an die Stahlkiste gewöhnt. Sie übernachteten sogar in ihr.

7. K = Kriegsschiff.

Bei uns auf dem Taucherschiff hängt eine große Karte. Da sind viele Punkte drauf. Die Punkte zeigen die Stellen, wo Schiffe versunken sind. Neben einigen Punkten steht ein K. Das bedeutet Kriegsschiff. Neben andern Punkten steht ein H. Dort ist ein Handelsschiff untergegangen. Solcher Punkte gibt es mehr als tausend auf der Karte.

Die Taucher haben schon viele Punkte durchgestrichen. Das heißt, sie haben diese Schiffe gehoben. Die einen Schiffe wurden ausgebessert. Sie schwimmen jetzt wieder auf Seen und Meeren. Von den andern wurden die Schiffsleiber zerschnitten. Nur ihre wertvollsten Bestandteile wurden abgenommen und verschrottet. Die Taucher holen Tausende und Tausende Tonnen Metall aus den Tiefen der Gewässer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wundersames Kriegserlebnis.

Der Nachtwind strich über das weite französische Land und trieb kalte Regenschauer vor sich her. In der Ferne blitzte Geschützfeuer. Im Licht der Schüsse tauchten die Schatten verkohlter Bäume auf. Bald da, bald dort schlugen Granaten ein. Sie rissen tiefe Löcher in den Boden und warfen Schutt und Staub auf. Es sah aus, als schössen Springbrunnen in die Höhe.

Die Nacht war wie viele andere an der Front. Hüben und drüben Kanonendonner bis Mitternacht. Dann kurze Stunden der Ruhe bis zum Morgengrauen.

Oberst Brown (sprich Braun) lag unruhig in seinem Unterstand. Tief unter der Erdoberfläche. Das Pfeifen der Granaten störte ihn nicht. Er konnte auch bei Trommelfeuer schlafen. Aber in dieser Nacht war es anders. Er erwachte vorzeitig. Ein merkwürdiges, unbehagliches Gefühl bedrückte ihn.

Spähend und lauschend richtete er sich in seinem Feldbett auf. Die Nacht ließ noch ein wenig Licht durch den offenen Ausgang herein. Brown hörte die Wache hin und her stapfen. Vereinzelt knallten Schüsse. Aber etwas Außerordentliches konnte er nicht entdecken. Und doch. Ihm war, irgendwo lauere eine Gefahr.

Vergeblich versuchte er, den verlorenen Schlaf wieder zu finden. Auf einmal verbreitete eine Leuchtrakete helles Licht. Nun sah er am Fußende seines Lagers eine Gestalt stehen. Es war eine junge Nonne. Sie trug ein langes Gewand und ein Kopftuch. Unverwandt schaute sie ihn an. Er war erstaunt und entrüstet über ihr Eindringen. „Wie sind Sie herein gekommen?“ herrschte er sie an.

Seine Frage blieb lange unbeantwortet. Endlich sprach die Nonne mit tonloser Stimme: „Die Menschen sind gottlos und schlecht geworden. Sie haben den Krieg verdient. Ihr Leiden ist die unerbittliche Folge ihrer Sünden. Noch ist des Grauens und Sterbens kein Ende. England und Frankreich werden zwar siegen. Aber es wird kein freudiger Sieg sein.“

Unterdessen war die Leuchtkugel zur Erde gesunken. Ihr Licht erlosch. Und die Nonne verstummte. Tiefste Finsternis lag wieder auf dem Land. Oberst Brown sprang auf. Mit seiner Taschenlampe leuchtete er den Unterstand ab. Er fand niemanden. Dann stürzte er hinaus in den Laufgraben. Die Nonne blieb verschwunden. Und die Wache behauptete: „Wir haben nichts Verdächtiges beobachtet.“

Die seltsame Erscheinung regte den Oberst mächtig auf. Was hatten die rätselhaften Worte der Nonne zu bedeuten? Wie war es möglich, daß sie hier eindringen konnte? Woher kam sie?

Hinter der Front lag ein Frauenkloster. Die Nonne war offenbar von dort gekommen. Brown wollte sie zur Rechenschaft ziehen. Er schnürte die Stiefel fest, setzte den Stahlhelm auf und steckte den Revolver zu sich. Dann verließ er den Unterstand.

Der Wind hatte die Wolken zerrissen. Der Mond erhellte nur schwach seinen Weg. Erst gings über zerschossenes Gelände. Dann erreichte er einen Hohlweg. Der führte ihn aus dem Bereich der Geschütze bis in die Nähe des Klosters.

Beim Morgengrauen gelangte er dort an. Die Pförtnerin meldete, die Aebtissin sei noch mit den Schwestern in der Morgenandacht. Der Oberst wollte aber nicht warten. Bestimmt verlangte er, sofort eingelassen zu werden.

Die Aebtissin beeilte sich, den Ungeduldigen zu empfangen. Sie wußte: „Jetzt ist Krieg. Unser Kloster liegt nahe an der Front. Da gehen die militärischen Befehle vor. Und mir bleibt nichts anderes übrig als zu gehorchen.“

Der Oberst berichtete kurz über das freche Eindringen der Nonne. Seine Worte klangen wenig freundlich. Ja, er drohte: „Ich will die Nonne finden. Sie müssen mir dabei helfen. Sonst werde ich strenge Strafen über das Kloster verhängen.“

Erstaunt hörte die Aebtissin zu. Ruhig antwortete sie: „Das kann keine aus unserm Kloster sein. Immerhin will ich tun, was ich kann. Alle Schwestern sind im Speisesaal. Kommen Sie und zeigen Sie mir die Schuldige.“

Der Oberst folgte ihr. Die Nonnen saßen an langen Tischen beim Frühstück. Verwundert sahen sie die Aebtissin mit dem Offizier eintreten. Sie erhoben sich zum Gruße. Oberst Brown blickte prüfend von einer zur andern. Keine erinnerte ihn an die nächtliche Erscheinung. Da fiel sein Blick auf ein Bild an der Wand. „Das ist sie!“ rief er. Er trat näher an das Nonnenbildnis heran. „Diese ist es“, wiederholte er. „Sie ist in der Nacht in meinen Unterstand eingedrungen und hat so merkwürdig geredet.“

Die Aebtissin widersprach. „Sie ist seit zwanzig Jahren tot. Sie kam als 16jähriges Mädchen zu uns. Schon mit 22 Jahren starb sie. Sie war ein frommes Kind. Alle hatten sie gern und nannten sie „Petite fleur“ (unsere kleine Blume). Sie wußte so feinfühlig Tränen zu trocknen und Leid zu mildern. Und viele rühmten, sie hätte wundertätige Kräfte.“

Der Oberst hörte staunend zu. Doch zweifelte er keinen Augenblick. Die Nonne auf dem Bilde, das war sie, welche er suchte.

Sinnend stand er vor dem Bilde. Plötzlich hörte man die Motoren feindlicher Flieger. Ihr Dröhnen näherte sich rasch. Aus den eigenen Linien ertönte heftiges Abwehrfeuer. Das ganze Haus erzitterte. Die Fenster klirrten. Fluchtartig suchten die Schwestern Schutz im Keller.

Nur der Oberst blieb im Saal zurück. Noch immer forschte er in den feinen Zügen des Bildes. Was hatte ihm die barmherzige Schwester eigentlich sagen wollen? Er konnte nicht klug werden. Er war durch den Krieg hart geworden. Jeder Wunderglaube lag ihm fern.

Endlich wandte er sich wieder ab. Das Rätsel schien ihm unlösbar. Unbekümmert um die feindlichen Flieger kehrte er zu seinen Truppen zurück. Ein Nachrichtensoldat kam ihm entgegen und meldete: „Heute morgen ist Ihr Unterstand von einer Bombe zerstört und vollständig verschüttet worden."

Hätte ihn die Nonne nicht gewarnt, wäre er im Unterstand geblieben. Und jetzt läge er tot unter seinen Trümmern.

Dieses Erlebnis aus dem letzten Weltkrieg ist einem englischen Oberst nacherzählt („Benting. Der Kaiser im Exil").

Erklärungen: Aebtissin = Vorsteherin eines Nonnen- oder Frauenklosters. Abtei = höheres Kloster. Front = Stirn, Vorderseite, Stirnseite, vorderste Kampflinie. An der Front graben sich die Soldaten ein. Das heißt: sie errichten Laufgräben und Unterstände. Sie suchen sich so zu schützen gegen die feindlichen Geschosse. Im Weltkrieg 1914—1918 lagen die feindlichen Laufgräben oft nur wenige Meter auseinander. Frontalangriff = Angriff von vorn.

Nachts und während den Kampfpausen ruhen die Soldaten abwechselnd in den Unterständen. Diese Unterstände haben große Aehnlichkeit mit Tierhöhlen und liegen oft tief in der Erde. Die Etappe bildet das Gegenstück zur Front. Sie umfaßt die Rastorte und Stapelplätze im Hinterland. Hier halten sich die Soldaten auf, die vom Kampfe ausruhen.

Granaten sind meist Hohlgeschosse. Sie enthalten Sprengstoffe. Beim Aufschlagen platzen (explodieren) sie. Es gibt mancherlei Arten von Granaten. Am kleinsten sind die Handgranaten. Sie wiegen weniger als ein Kilo. Die Soldaten schleudern sie wie Steine dem Feind entgegen. Die großen Granaten, oft viele hundert Kilo schwer, werden mit Kanonen geschossen.

Zu Anfang einer Schlacht werden manchmal in einem kleinen Frontabschnitt mehrere tausend Geschütze zusammengezogen. Sie überschütten die feindlichen Stellungen ohne Pause Stunden und Tage lang mit einem Geschoßhagel. Die Schüsse folgen sich dann so rasch wie die Wirbelschläge auf einer Trommel. Man nennt darum ein solches Schießen Trommelfeuer.

Werbet neue Abonnenten!

Wer die Gehörlosenzeitung jetzt neu bestellt, erhält sie bis Neujahr gratis (kostenlos).

Aus der Welt der Gehörlosen

Der Appenzellische Hilfsverein für Bildung taubstummer und schwachsinniger Kinder hat im vergangenen Jahr 50 Kinder betreut. Die große Mehrzahl dieser Kinder ist in Taubstummen- und andern Sonderanstalten untergebracht. Im ganzen hat der Verein im Jahr 1942 über 21 000 Franken für die Bildung und Versorgung seiner Schützlinge ausgegeben.

Interessant ist folgende Feststellung: Die Taubstummheit geht auch im Kanton Appenzell zurück. Noch nie hatte der Verein so wenig taubstumme schulpflichtige Kinder zu besorgen wie gegenwärtig.

Der Rückgang der Taubstummheit erforderte eine Neuorientierung der Vereinstätigkeit. Das heißt: Der Verein mußte auf eine andere Grundlage gestellt werden. Der Ausbau erfolgt nach zwei Seiten. Künftig werden auch schwerhörige und sprachgebrechliche Kinder unterstützt. Zweitens ist die Anstellung einer Fürsorgerin vorgesehen. Diese wird allen entwicklungsgehemmten Kindern nachgehen. Sie wird besonders bestrebt sein, diese Kinder vollständiger und früher zu erfassen als bisher. Auch den erwachsenen Gehörlosen wird sie beistehen, wenn diese irgendwelche Hilfe brauchen.

Die appenzellische Fürsorge erhält damit einen hocherfreulichen Ausbau. Möge es dem Hilfsverein vergönnt sein, auch die neuen Aufgaben befriedigend zu lösen.

Aus Hohenrain. Kantonales Erziehungsheim Hohenrain, Sonderschulen für gehörlose, schwerhörende und minderbegabte Kinder, so heißt jetzt die Doppelanstalt Hohenrain laut Jahresbericht über das Schuljahr 1942/43. Die Namensänderung gibt das Bestreben kund, den Kindern ein „Daheim" zu schaffen. Wenn auch ein Heim eine gute Familiengemeinschaft nie ersetzen kann, so gibt es doch immer Zöglinge, die durch ihre Anhänglichkeit an unser Haus beweisen, daß unser Heim für sie viel Gutes, Liebes und Schönes bedeutet. Der neue Name Heim, so nahe verwandt mit dem lieben Wort „heimelig", erinnert uns Erzieher immer wieder an unser Amt als Stellvertreter der Eltern. Wir möchten unsern Zöglingen ein wenig Vater und Mutter sein.

Der neue Name weist auch auf unsere neugeschaffenen Sonderschulen hin. Gehörlose,